Keine trockene Schreibfeder, sondern ein lebendiger Zeuge. Johann Michael Sailers Botschaft für die Kirche im 21. Jahrhundert

Vortrag von Bischof Dr. Bertram Meier im Rahmen der Tagung „Seelsorger, Theologe, Bischof – und katholischer Aufklärer? Johann Michael Sailer zum 275. Geburtstag“ am 14. November 2026 im Haus Sankt Ulrich in Augsburg

„Unsere Zeit ist wahrhaft keine Kopie. Sie ist ein wahres Original, ein Original in Hinsicht auf die Angelegenheit der Welt und ein Original in Hinsicht auf die Angelegenheiten der Religion.“ Diese Worte stammen aus der Feder eines Mannes, dessen Lebensjahre mit Goethe (1749–1832) fast übereinstimmen und der mit dem großen Dichter auch den Taufnamen Johann teilt. Die Rede ist von Professor Johann Michael Sailer, dem späteren Bischof von Regensburg (1751–1832).

Die Zeit, in der er lebte, war gewiss keine Kopie. Das zeigt sich im Großen wie im Kleinen. Denn das trockene Gerippe der Jahreszahlen wird vom Leib der Geschichte umgeben, die damals alles andere als langweilig war. Die Periode, in die Sailer eingebettet ist, kennt gewaltige historische Ereignisse, die das Wort von der Zeitenwende rechtfertigen. So erfuhr der junge Sailer die Auflösung des Jesuitenordens nicht aus Distanz, sondern als Betroffener: Er studierte gerade Philosophie in Ingolstadt nach Abschluss seines „Noviziates der Gottseligkeit“ in Landsberg am Lech, das er „als fast paradiesisches Leben“ empfunden hatte. Dann kam die Französische Revolution mit ihren Auswirkungen auf ganz Europa. Es folgte die Säkularisation in Deutschland mit der Aufhebung aller geistlichen Staatsgebilde, Klöster und von achtzehn katholischen Universitäten. Sailer wurde Zeuge vom Untergang des alten Reiches und der napoleonischen Kriege. Er hörte von der Verbannung zweier Päpste, Pius VI. und Pius VII. Das Triumphgeschrei der Atheisten beim Tod Pius VI. in seinem Exil in Valence (Frankreich) kam ihm wohl ebenso zu Ohren wie die Leichenreden, die damals die Kirchenfeinde auf den „Tod des Papsttums auf immer“ hielten.

Es ist erstaunlich, dass Sailer in einer so aufgewühlten Zeit sich selber treu zu bleiben vermochte. Mehr noch verwundert es, dass er Zeit gefunden hat für seine Vorlesungen und Predigten, für sein engmaschiges Netz der Briefpastoral sowie für seine Schriften und Veröffentlichungen. Er hat der Nachwelt ein stattliches Erbe von insgesamt 41 Bänden hinterlassen. Seine Werke bestätigen, dass er über seine Zeit hinaus ein geistlicher Führer und religiöser Meister ist. Als Leuchtturm in unübersichtlicher Zeit wird er auch „bayerischer Kirchenvater" (Georg Schwaiger) genannt, andere sehen in ihm sogar den „Heiligen einer Zeitenwende" (Philipp Funk), deren Herausforderungen wir uns auch zweihundert Jahre später noch immer zu stellen haben.

Wie konnte man die Autorität der Kirche zurückgewinnen? – Das ist die Frage, um die Sailers Gedanken kreisten. Die Antwort, die er darauf gab, war nicht die einzige seiner Zeit. Deshalb blieb sie auch nicht unbestritten. Da Worten und Taten durch Personen Wirkkraft verliehen werden, geht man wohl nicht fehl, hinter der Polemik um Sailers Person einen grundsätzlichen Richtungskampf um das gemeinsame Anliegen kirchlicher Erneuerung zu vermuten. So prägte in Bayern der eigengeartete Reformkatholizismus Sailers die religiöse Erneuerung, während der ultramontane, streng konservative Katholizismus vorerst keine Persönlichkeit vom Format Sailers aufweisen konnte und darum zahlenmäßig nur eine kleine, was aber nicht heißt kirchenpolitisch unbedeutende Rolle spielte. Anderswo, etwa in Mainz oder Wien, wurde die kirchliche Erneuerung von Männern getragen, die ganz auf dem Boden des überkommenen Katholizismus standen und versuchten, die Tradition des Jesuitenordens und des volkstümlichen (Barock-)Katholizismus weiterzuführen. In diesem Zusammenhang ist besonders eine Gestalt wie Klemens Maria Hofbauer zu nennen. Seine Initiativen verdienen eher den Namen „Restauration", während man im Hinblick auf Sailer wohl besser von „katholischer Reform" sprechen sollte: „Es geht um den Gegensatz zwischen Reformkatholizismus und katholischer Restauration, zwischen irenischem Ökumenismus und kurialem Intregralismus, einen Gegensatz, der die katholische Erneuerung im 19. Jahrhundert von Anfang an begleitet. Hofbauer und Sailer

waren die Repräsentanten zweier Richtungen im Katholizismus. Dass sie zusammenstießen, war eigentlich nur natürlich“ (Otto Weiss).

Auf den Punkt gebracht: Obwohl es beiden um die geistliche Erneuerung der Kirche ging, waren der „bayerische Kirchenvater“ und der „Apostel Wiens“ keine Freunde, sondern mitunter erbitterte Gegner. Die Polemik, aus der Hofbauer zumindest kirchenamtlich gegenüber Sailer als Gewinner hervorging, lastet bis heute auf dem Bild des Verlierers. Noch etwa vierzig Jahre nach Sailers Tod versuchte Ignatius Senestrey, einer seiner Nachfolger als Bischof von Regensburg, die Werke seines Vorgängers auf den Index der verbotenen Bücher zu bringen. Hofbauer jedoch wurde 1888 selig- und 1909 heiliggesprochen. Zwar scheint es, dass in den letzten Jahrzehnten wieder eine „Sailer-Renaissance“ einsetzte, die darauf hindeutet, dass Anliegen und Denken des Theologen, Seelsorgers und späteren Bischofs von Regensburg in die Gegenwart gehören. Doch in diese späte Rehabilitierung mischen sich noch immer kritische Zwischentöne, die in Sailer einen vorbildlichen Praktiker sehen, aber gleichzeitig seine theologische Bedeutung abzuschwächen versuchen.

Man wird einer Persönlichkeit wie Sailer wohl am besten dadurch gerecht, dass man sie selbst sprechen lässt, um zu verstehen, worum es ihr ging. So gab Sailer 1826 im Hinblick auf eine mögliche Biographie seiner Person zu bedenken: „Die ganze Hälfte des vorigen Säkulums, besonders seine letzten Dezennien und die ersten des gegenwärtigen, und alle ihre Ansprüche, Forderungen, Verkehrtheiten, Vorurteile, Anfeindungen, Lästerungen treten hier, wie einst mit Sailer, so nun mit seinem Biographen in die Schranken. Er soll das alles wieder erleben und es den Leser miterleben lassen, soll ihn gleichsam hineinstürzen in den wilden ausgetretenen Strom jener verkehrten Zeit und ihm dann Sailers Fußstapfen zeigen, dass er erkenne, dass der Mann so ging, wie er gehen musste, weil nur da, wo er hintrat, fester Grund mehr war, und weil eine höhere Hand, der er vertraute, ihn also führte.“ Von dieser Weisung, die Sailer seinem Biographen an die Hand gibt, um ihn recht zu verstehen, werden auch wir uns leiten lassen. Wir wollen uns „gleichsam hineinstürzen in den wilden Strom jener Zeit“, um zu erkennen, dass Sailer „so

ging, wie er gehen musste“, weil er nur da, wo er hintrat, festen Grund finden konnte“.

Was war die Lebensregel Johann Michael Sailers? Was würde er uns raten, wenn er unser Zeitgenosse wäre? Auch wir wissen nicht genau, welchen Weg die Kirche in Zukunft vor sich hat. Ihre Straße gleicht weniger einer ausgeleuchteten breiten Autobahn, sondern einem schmalen Trampelpfad, den die Kirche sich durch das Dickicht der heutigen Probleme hindurch Schritt für Schritt erst bahnen muss. „Ich will in meinem Geleise bleiben“, hat Sailer sich immer wieder gesagt, „und mein Geleise ist: Zuschauen, ohne mit niederzureißen. Meine Pflicht tun im Stillen und damit aufbauen. Auf den bei allem Wechsel über allen Wechsel Erhabenen allein vertrauen. Die Menschen auch wider ihren Willen liebhaben. Gott schenke mir seinen Geist, dass ich seinen Willen tue.“

Dabei hätten ihn die Stolpersteine, mit denen sein Lebensweg gepflastert war, auch verbittert und verbiestert machen können. Geboren in Aresing, einem Dorf in Altbayern, wurde er mit einfachen Verhältnissen schon als Kind vertraut. Sein Vater war ein armer Schuster. Allzu früh verlor er seine Mutter, an der er besonders hing. Trotz dieses schweren Schicksals denkt Sailer im Rückblick gern an seine Wurzeln, denn er habe die Familie als „Hauskirche“ erfahren, wo sein Glaube „durch wenig Worte und viel Eindrücke“ geprägt worden sei. Die Schulzeit auf dem Gymnasium und die darauffolgenden Studienjahre an der Universität waren keine „fetten Jahre“. 1770 war Hansmichel in die Gesellschaft Jesu eingetreten, die drei Jahre später aufgelöst wurde. Wir würden heute sagen: Eine solche Erfahrung machen müssen, das ist ein Berufungskiller!

Auf seinem Weg warteten noch weitere Klippen: Wie heute sog. „Parteifreunde“ miteinander umgehen, so hat Sailer damals schmerzliche Erfahrungen mit seinen ehemaligen Ordensbrüdern machen müssen, die dessen Rechtgläubigkeit anzweifelten und nicht müde wurden, Intrigen gegen ihn zu schmieden. Mittlerweile Dozent in Ingolstadt, wurde ihm der Lehrauftrag 1781 wieder entzogen, weil man ihn für *zu* katholisch hielt. Auch seine Zeit als Professor in Dillingen ging 1794 abrupt zu Ende, weil er genau des Gegenteils bezichtigt

wurde: Sailer sei zu *wenig* katholisch. Ein erschütterndes Dokument dafür, wie tief ihn die Absetzung getroffen hatte, ist ein kurzer Brief, in dem es in heftiger Erregung aus ihm hervorbricht: „Ich kann unmöglich mehr". Von „Heckenschützen" und „kleinlichem Verketzerungsgeist" in die Knie gezwungen zu werden, tut weh: „Als mich der Churfürst von Trier (und Bischof von Augsburg) wegwarf im Jahre 1794, da hoben viele sich in die Höhe, die vorher vor mir krochen", schrieb er an die ihm eng verbundene Gräfin Eleonore Auguste Stolberg-Wernigerode.

Doch die Ironie der Geschichte kennt keine Grenzen: Als angeblicher Aufklärer in Dillingen entlassen, setzte ihn der leitende bayerische Minister Montgelas einige Jahre später als Professor für Pastoral- und Moraltheologie aus eben diesem Grund in der neu gegründeten Universität Landshut wieder ein: Nun wurde er dem Lager der Aufklärer zugerechnet, obwohl er überall sonst hingehören könnte, nur nicht dort. Denn wen Sailer kraftvoll und überzeugend verkündete, war kein Gott der Vernunft, sondern ein Gott der Geschichte mit Namen und Gesicht: *Gott in Christus – das Heil der sündigen Welt.*

Mit dieser „Kurzformel des Glaubens", die wie ein Wasserzeichen sein Wort und Wirken durchzog, wurde Sailer in Landshut ein Magnet. Seine Hörsäle waren überfüllt; aus dem ganzen deutschsprachigen Raum strömten Studenten nach Bayern, nur um Sailer zu hören; seine Bücher wurden verschlungen; seine Predigten zogen Massen an. Doch Erfolg erzeugt Neid – nicht zuletzt unter Klerikern. So wurden ihm immer wieder Steine in den Weg gelegt. Die einen warfen ihm vor, er predige ein kirchenloses Christentum, andere bemängelten, er sei zu wenig papsttreu und marianisch. Denuntianten und militante Katholiken sorgten dafür, dass Sailer bei den Apostolischen Nuntien keinen guten Stand hatte.

Auf diese Weise gelang es, die von vielen gewünschte und erwartete Ernennung Sailers zum Bischof durch geschickte taktische Schachzüge und mit spitzer Feder verfasste Gutachten wiederholt zu vereiteln, so etwa für sein Heimatbistum Augsburg im Jahre 1819. Klemens Maria Hofbauer hatte Sailer nur wenige Minuten gesprochen. Doch das Urteil, das jener an den Nuntius

über den Bischofskandidaten abgibt, gipfelt darin, dass der spätere Heilige den Johann Michael Sailer „gefährlicher als Luther“ nennt, weil er die Kirche im geheimen umzugestalten versuche. Auch die Berufung zum Weihbischof und später zum Diözesanbischof von Regensburg wäre wohl gescheitert, hätte nicht einer seiner Landshuter Schüler alle Macht und Einfluss in die Waagschale geworfen, um Widerstände zu brechen: Kronprinz Ludwig, der spätere König Ludwig I. von Bayern. Sailer selbst bewertet seine Ernennung später so: „Wenn sich sonst die Bischöfe von Gottes und des Apostolischen Stuhles Gnaden nennen, dann muss ich eigentlich sagen: durch Gottes und meines Königs Gnade Bischof.“

Es war gut, dass Gottes Gnade sich den zukünftigen König von Bayern zum Werkzeug genommen hatte. Denn mit Sailers Berufung wurde eine Persönlichkeit zum Bischof ernannt, die einerseits mit der breiten Zustimmung des Volkes rechnen durfte und andererseits auf eine Autorität bauen konnte, die über den Respekt, das einem Amt gebührt, weit hinausging. Sailer hat dem Volk „aufs Maul geschaut“, aber ihm nicht nach dem Mund geredet.

Worin liegt das Wesentliche seiner Botschaft? Als Mann des Volkes hat er ihm eine verschüttete Wahrheit neu nahegebracht: das Geheimnis von der Liebe Gottes, die in Jesus Christus erschienen ist. Während viele Aufklärer Moral predigten, verkündete Sailer das Mysterium. Denn er war sich bewusst, dass die Moral vom Mysterium erst lebt. Wenn sich Moral vom Mysterium abtrennt, dann wird sie kalt, spröde und mitunter sogar fanatisch. Verliert die Moral den Zusammenhang zum Geheimnis, dann ist sie bloße Leistung des Menschen. Wie herzlos und grausam eine Moral sein kann, die der Welt die Hoffnung gleichsam erarbeiten und erleisten will, das wissen wir zur Genüge. Trotzdem träumen noch immer viele von der Machbarkeit einer heilen Welt. Sie ist noch nicht tot: die Utopie, den Himmel auf Erden zu schaffen. Das Ziel, das Paradies „machen“ zu können: diese Welt der Macher entpuppt sich auf Dauer jedoch als Mache.

Diese Versuchung hat Sailer für seine Zeit treffsicher gespürt. Sensibel und messerscharf wie ein Seismograph registriert er die Grundbewegungen seiner

Zeit: „Unsere Zeit will ohne Gott weise und glücklich sein – das ist die erste Torheit. Sie will ohne Selbstverleugnung sittlich sein – das ist die zweite Torheit. Sie will ohne Gerechtigkeit groß werden – das ist die dritte Torheit. Endlich will sie Weisheit und Seligkeit, Tugend und Größe ohne den milden Einfluss des Christentums wirklich machen – und das ist die letzte – die Torheit aller Torheiten.“ Was er gegen diese Torheit aller Torheiten lehrte und lebte, legt er uns heute ans Herz. Es geht um das „Programm“ einer weisheitlichen Bildung: „Mit der Trennung von Gott war die Torheit in die Welt gekommen; Vereinigung mit Gott ist das Wesen, der Zweck und das Tagewerk der Weisheit. Die Erziehung ist Weisheit.“ Schon damals gab es Tendenzen, die meinten, zum wahren Menschsein durch eine wertfreie Erziehung ohne Gott gelangen zu können. Sailer hält dagegen: „Es ist unsinnig, Kinder zuerst zu Heiden bilden zu wollen, um sie hernach zu Christen umzubilden. Bleiben Sie bei der Milch des Evangeliums und bei der starken Speise des Evangeliums: jene ist für Kinder, diese für Männer.“

Sailers pädagogischer Wirkungskreis war breit und sein Engagement vielfältig. Doch sein Augapfel war ohne Zweifel die Priesterbildung: Er wollte Geistliche formen, die den Herausforderungen der Zeit gewachsen waren. Die ihn kannten, sprachen von einer „Priesterschule“, die Sailer geprägt habe. Worin liegt das Besondere dieser Priesterschule? Sie sollte, wie Sailer selbst sagte, „Geistlich-Geistliche“ heranbilden, keine „Zeit-Geistlichen“, die meinen, sich der oberflächlichen Mode anpassen zu müssen. Vehement hat er sich gegen alle Versuche seines Landshuter Kollegen Matthäus Fingerlos (1748-1817) gewehrt, der den Priester in einen bloßen Entwicklungshelfer umwandeln wollte. Alle möglichen Themen von der Landwirtschaft über Gesundheitstips bis zur Politik wurden auf der Kanzel behandelt, nur nicht das „Geheimnis der Geheimnisse“: *Gott in Christus – das Heil der Welt.*

Der Konflikt zwischen Fingerlos und Sailer war mehr als nur eine eifersüchtige Fehde zweier Kollegen oder Theologengezänk. „Die Universitätsluft (in Landshut) ist keine reine Luft“, schrieb Sailer, um anzudeuten, dass sich hinter süffisanten und bissigen Bemerkungen, Beschwerdebriefen, Kämpfen um

Lehrstühle, „Konkurrenzvorlesungen“, scharfen Rezensionen und anonymen Spottschriften letztlich eine Scheidung der Geister verbarg, die quer durch alle Fakultäten und Sektionen der Landshuter Universität ausgetragen wurde.

Jedenfalls lagen Welten zwischen den Menschen- und Priesterbildern von Johann Michael Sailer und Matthäus Fingerlos. Fingerlos, der als Regens und Lehrer der Pastoral im Landshuter Klerikalseminar wieder abzubauen versuchte, was Sailer an der Universität aufbaute, verkörperte die damals gängige Linie. In seinem zweibändigen Werk mit dem Titel „Wozu sind Geistliche da?“ (Salzburg 1800) beschreibt Fingerlos den Priester – ohne mit der Wimper zu zucken – als Volkslehrer, der die Menschen über Ackerbau und Viehzucht, über Impfungen und Bienenstöcke, über das Setzen von Obstbäumen und Blitzableitern, auch über Musik und Kunst zu unterrichten habe.

Bei aller Wichtigkeit dieser Anliegen, die durchaus ernsthaft sind und Beachtung verdienen, ist klarzustellen: Das Wesen des Priestertums wird hier unterschlagen; es ist einfach unter den Tisch gefallen. Uns sind ähnliche Tendenzen nicht unbekannt. Jede Aufklärung – die erste damals wie die zweite heute – denkt einseitig vom Menschen und vom Nutzen her. Darum wird der christliche Glaube leicht auf die Nächstenliebe zusammengestrichen, die Kirche auf eine wohltätige soziale Service-Station reduziert und der Priester weniger als Verwalter von Geheimnissen als vielmehr als Funktionär einer Sache angesehen.

Ganz anders war die Position Sailers: In seiner Pastoraltheologie versteht er von Anfang an den Priester weniger als Religionsdiener, der für die staatsbürgerliche Erziehung zuständig ist, sondern in erster Linie als Seelenhirten und Mitarbeiter Gottes am Werk der Erlösung des Menschen. Später, in der dritten Auflage derselben Pastoraltheologie, wird auch der christologische und ekklesiologische Boden des Priesteramtes genannt: Die Kirche hat das Amt Christi übernommen und führt es durch viele Organe aus, unter denen der Geistliche – gemeint ist der Priester – das wichtigste ist. Sailer denkt also nicht vom gesellschaftlichen Nutzen, sondern vom Heilsdienst Christi her, den die Kirche und der Priester für die Menschen verkörpern. Damit verlagert sich das

Verständnis des Priesters von der Funktion auf die Person, vom Dienst auf die Persönlichkeit, vom Nutzen auf das Geistliche, vom Tun zum Sein. Die Person des Priesters und sein persönliches Zeugnis stehen für Sailer im Mittelpunkt seines Priesterbildes. Es ist offensichtlich, dass dieses Konzept seine Auswirkungen auf die Priesterausbildung hat: Während Rautenstrauch und vor allem der schon erwähnte Fingerlos darin besonders die Einweisung der Kandidaten in die Amtsführung sahen, geht es Sailer in erster Linie um die Bildung des „Geistlich-Geistlichen". Denn der Priester ist Instrument, ja Mitarbeiter Gottes und Diener der Kirche. Daher muss die theologische und spirituelle Formung der Kandidaten absoluten Vorrang haben. Dieser Imperativ bleibt nicht abstrakt. Sailer macht konkrete Vorgaben.

Das „Ideal des guten Seelsorgers" sei vom meditativen Studium der Bibel geformt: „Das Neue Testament lasse deine ganze Bibliothek sein", rät Sailer einem Studenten und fügt hinzu: „Die Heilige Schrift sei dein Handbuch". Freilich wusste er, dass zur Seelsorge auch die Leibsorge gehört. Aber allein auf technische und methodische Dinge zu setzen, wäre zu wenig. Die eigentliche Entwicklungshilfe, die der Mensch braucht, besteht darin, die Sinne wieder für Gott zu schärfen, ihn für Gott empfänglich zu machen. Für Sailer war klar: Wenn der tiefste Sinn des Menschen für die Wahrheit und das Gewissen vernachlässigt wird, dann bleibt auch die Welt unterentwickelt: Ihr werden ihre beiden Standbeine amputiert. Wissenschaftlicher Fortschritt ist nicht alles. Wehe, wenn der Mensch viel *Wissen* hat, aber nur wenig *Gewissen!*

Genau an diesem Punkt konnte der sonst so milde und gütige Sailer hart und kompromisslos werden. Wenn er zu seinen Studenten und zu Priestern sprach, dann hat er nicht nur den „menschlichen Geistlichen" im Blick, sondern in erster Linie den „geistlichen Menschen". Das ist ein wichtiger Hinweis für uns im 21. Jahrhundert. So viele Berufe der Kirche haben sich mittlerweile herausgebildet - ein Spiegel der bunten Palette der Charismen, die der Heilige Geist der Kirche schenkt. Doch immer wieder ertappen wir uns in der Gefahr zu glauben, wir könnten uns die Kirche zurechtbasteln und selbst gestalten. Sailer macht uns unmissverständlich klar: Die Erneuerung der Kirche ist nicht

Technik, sondern Mystik; nicht äußere Organisation, sondern innere Bekehrung; nicht menschliche Mache, sondern in erster Linie göttliche Gnade.

Gegenüber den Amtsträgern wäre er wohl noch deutlicher: Gott hat Euch nicht als Manager für seine Sache angestellt, sondern zu Treuhändern seiner Botschaft und zu Dienern seiner Geheimnisse geweiht. Deshalb sollt Ihr Euch bemühen, „Geistlich-Geistliche" zu werden, keine „Zeit-Geistlichen", geschweige denn „Geistliche auf Zeit". Denn der Herr sucht „Vollblutpriester" und keine „Teilzeitchristen", die von der Kirche ernährt werden.

Bleibt bei Eurem Tun bescheiden! Denn Ihr seid nicht Herren Eurer Gemeinden, sondern Helfer in „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute" (II. Vatikanisches Konzil, *Gaudium et spes* 1). Vor allem aber denkt daran: Was immer Ihr auf die Beine stellt, ist nicht zuerst Euer Erfolg, sondern ein Ausdruck dafür, dass Christus auf Euch setzt. Kann es etwas Schöneres und Ehrenvolleres geben? Doch Ihr seid weder Euer eigener „Selbst-Heiland" noch „kleine Welterlöser". Wenn die Menschen auf Euch schauen, dann blickt selbst dankbar und demütig zu dem auf, der sagt: „Nicht Ihr habt mich erwählt, sondern ich habe Euch erwählt" *(Joh 15,16)*. Die große Gefahr auch unserer Zeit liegt in dem Versuch des Menschen, sich zum eigenen „Selbst-Heiland" aufzuschwingen, nicht mehr empfangen, sondern alles „machen" zu wollen. Einen solchen Menschen nennt Sailer nur „kümmerlich".

Unserer Darstellung würde etwas fehlen, wenn **Sailer als Ökumeniker** unberücksichtigt bliebe. Auch in seinem Verhältnis zu den nichtkatholischen Christen macht die „Zentralidee des Christentums" *Gott in Christus – das Heil der Welt* die Achse von Sailers Denken und Handeln aus. Von dieser gemeinsamen Basis aus ergibt sich für die Begegnung zwischen glaubenden und suchenden Christen trotz der konfessionellen Verschiedenheit die gemeinsame Erfahrung: „Wir sind auf einem Wege zum gleichen Ziel. Wir haben eine Erfahrung mit Christus gemacht, wir können sie mitteilen und werden verstanden." Es ist letztlich die Ergriffenheit von Christus, die trotz allem Trennenden eint: Christus ist die Hauptsache, er ist der Mittelpunkt. Solche „Mit-Christlichkeit" wird zum inneren Moment von „Mit-Kirchlichkeit" der

verschiedenen Konfessionen, wobei die Priorität des katholischen Kirche-Seins außer Frage steht. Die unvollendete, defiziente Kirchlichkeit der anderen Konfessionen bleibt bei Sailer ausdrücklich im Blick: doch so, dass er in ihnen im Allgemeinen nicht den Defekt, sondern den positiven Bestand an Heilsmitteln sieht. In einem für ihn typischen Dreizeiler stellt er fest: „Die Protestanten sind als Christen unsere Brüder, als Protestanten unsere Wetzsteine, als Menschen Kinder Eines Gottes."

In Christus gelebte Geschwisterlichkeit, nicht Grenzverschiebung oder gar Verwischung, das ist Sailers ökumenisches Anliegen: Seine Leidenschaft heißt nicht Organisation der Wiedervereinigung, sondern Gemeinschaft in Jesus Christus. Wahre Einheit wird weder von unten erstritten noch von oben verordnet, sondern wächst von innen. Indem jeder einzelne und die verschiedenen Konfessionen gemeinsam auf Christus zugehen, werden die Mauern untereinander dünner und das Bollwerk aller Christen nach außen dicker. Die Möglichkeiten und Grenzen des gemeinsamen Handelns von Christen unterschiedlicher Konfessionen fasst Sailer so zusammen: „Wir (Protestanten, Katholische, Reformierte) müssen die Marksteine, die unsere Väter gesetzt haben, stehen lassen und, dieser Marken unbeschädigt, einander brüderlich unterstützen *in der Bekämpfung des Antichristentums*."

Diese Front des Antichristentums scheint sich gerade in unseren Tagen besonders nachdrücklich zu formieren. Die Ökumene des Zeugnisses ist daher dringend geboten, um dem „Neu-Heidentum" die Stirn zu bieten. Sie ist mindestens so wichtig wie die Ökumene der Ambonen und Altäre. Dass Sailer auch als Brückenbauer zwischen den Konfessionen Achtung und Wertschätzung genoss, zeigt eine Episode aus Dinkelsbühl. Christoph von Schmid, dem Sailer in der fränkischen Diasporastadt die Primizpredigt hielt, erzählt, wie faszinierend sein Lehrer auch auf evangelische Zuhörer wirkte. Der Bürgermeister – ein eingefleischter Protestant! – meinte danach, nur Männer wie Sailer könnten „in allem eine vollständige friedliche Wiedervereinigung zustande bringen".

Schließlich gibt uns Sailer noch einen letzten wichtigen Wegweiser, damit die

Richtung stimmt im 21. Jahrhundert: Das Geheimnis der Überzeugungskraft liegt nicht nur in der richtigen Lehre, sondern vor allem in der Person. Er hat erkannt, dass die Rechtgläubigkeit erst in der Glaubwürdigkeit zur Wirkung kommt. Dies ist ein Grundprinzip, damit auch in unseren Tagen die neue Evangelisierung gelingen kann. Höchst aktuell sind folgende Worte aus Sailers Mund: „Die deutschen katholischen Theologen wollen einen Katechismus für das katholische Deutschland. Katechismen haben wir oder bekommen wir bald genug. Aber an Katecheten und an Religion fehlt es uns." Und an anderer Stelle äußert Sailer die Überzeugung: „Der Glaube des Herzens, das Bekenntnis des Mundes und das Tatbekenntnis des Lebens in einem Apostel des Christentums wirken mehr als hundert Beweise für das Christentum in hundert Menschen mit totem Glauben, mit lahmen Bekenntnissen und einem heidnischen Leben."

Diese Zeilen könnte er uns geschrieben haben. Bücher allein sind nicht alles. Dokumente für sich genommen entzünden noch kein Herz. Es muss also mehr sein als der Buchstabe: Sailer als Persönlichkeit war ein „lebendiges Evangelium" Christi, Jesu „Visitenkarte" in einer Welt, in der viele Gott nicht mehr kannten. Nicht nur sein theologisches Lehren, sondern vor allem sein glaubwürdiges Beispiel, seine erfrischende Fröhlichkeit und sein mitfühlendes Herz vermochten es, dass ihm zahlreiche Menschen über die Grenzen der katholischen Kirche hinaus dafür dankten, zum Glauben zurückgefunden zu haben. Nicht umsonst heißt es von Sailer, er habe das Volk wieder beten gelehrt. Für die Wahrheit dessen, was er verkündet hat, ist er selbst der beste Beweis: „Christus hat seine Kirche nicht durch tote Buchstaben ausgebreitet, sondern durch lebendige Menschen. Denn er sandte keine zwölf Schreibfedern in die Welt, sondern zwölf lebendige Zeugen."